

bestehen. Die alten Steine trohen seiner Pracht mit ihren Massen und verwetterten Farben. Aber am Ende siegt er doch. In Mauerritzen leuchtet junges Moos in frischem Grün, und über dürre Zweige und Stengel, über Zäune und Geländer regnen die goldenen Blüten des Forsythiastrauches und bluten die roten Tropfen der japanischen Quitte. Dann sitzt ein Vogel irgendwo im Geäst, pfeift und lacht, jauchzt und jubelt, lockt seine Kameraden herbei, und „aus voller Kehle und frischer Brust“ schmetternd sie ihre Verkündigung in alle Winde: Der Lenz ist da! Und dann erlebt Baugen sein Frühlingswunder und steht — fast über Nacht — so schön und prächtig in seinem bräutlichen Blütenkleide da, daß solche Schönheit kaum anderswo zu finden ist.

Gewiß, es ist herrlich, wenn wir die Elbe hinabfahren und sehen über den breiten Auen die Höhen weiß und grün aufsteigen, und schöner noch scheint es uns, wenn wir von einem der Türme da oben über das weite Blütendach dahinschauen; aber „tausendmal schöner noch,“ möchte man mit dem Spiegel im Schneewittchen-Märchen sagen, ist es, wenn hier der Frühling über den Steinen und Ruinen blüht, ja ein Bild, das den Menschen andächtig und fromm macht, weil es wie ein großes Symbol des Lebens und Glaubens erscheint: über allem Vergänglichem ein Auferstehen! Ein Bild, wert, daß man es sieht und empfindet und sich ins Herze schreibt.

Beim Laurenturm steigen wir, an der Wendischen Kirche vorbei, trauliche Stufen hinab bis zur Spree. Bäume begleiten uns, darinnen der Saft noch vom Schaft zum Scheitel drängt, und Sträucher, deren junge Knospen wie Perlen auf die Zweige gereiht sind. Da lächelt uns ein Gebäude an wie ein Märchen aus verschollener Zeit, das Herenhäufel. Wunderlich bedachter Eingang. Ein paar Blumen am Fenster. Das Schindeldach hat die morschen Mauern schon ganz schief gedrückt, daß es aussieht, als möchte das Häufel jeden Augenblick einfallen. Dicht dabei blüht es an allen Enden. Löwenzahn stengelt seine goldenen Körbe steif über den grünen Wiesensamt, und Goldlack, Narziß und Tulipan leuchten bunt herüber. Weiter oben baut sich der Schlaraffenturm lorbeerumtunkt in den blauen Himmel hinein. Wenige Schritte davon trägt die alte Wasserkunst mit ihrer schief aufgesetzten Michelmütze ihre mächtigen Steinkloben wuchtig hinauf zur Stadt, und die Spree wirft ihr Wasser mutig über ein Wehr, daß die weißen Schaumkronen im Sonnenschein blitzen.

Am anderen Ufer steigen wir aufwärts. Durch das lose Blattgerinsel des wildwachsenden Busches erscheint die alte Stadt wie durch einen verlockenden Schleier. Wie sie sich über dem Tale erhebt, wie sie gleichsam aus dem Felsgestein herauspringt, wie sie Michaeliskirche, Mönchsrüden, Petriturm, den Bischofshut des Reichentores und die alte Ortenburg mitsamt dem bunten Gemirr von Dächern und Siebeln zu schönster Geschlossenheit sammelt, und wie nun über den jahrhundertalten Steinen hier ein Strauch, da ein Baum, dort ein ganzer Garten in berauschender Blüte steht, das ist ein ewig unvergeßliches Bild, das in sich zu trinken, man nie müde wird. Und bald halten wir wieder ein. Hinter den duftigen Birken, die ihr glitzerndes Brautgeschmeide übergeworfen haben, erscheint die Ortenburg in neuer Sicht und ganz wie jenes verwunschene Schloß, in dem Dornröschen seine hundert Jahre verschlief. Ein Gegenstück dazu bildet die schlichte Kapelle auf dem Protschenberg, den wir so allmählich erstiegen haben, ganz, als wollte sie des Dichters Worte versinnbildlichen:

„Droben stehet die Kapelle,  
Schauet still ins Tal hinab.“

Und wir wenden unsern Blick auch dahin. Wie ein Hufeisen gebogen scheint hier die Stadt. Tief unten rauscht die Spree. Mächtig steigen die Felsen empor, geballt, zerklüftet und aufgerissen, je nachdem. Eine krumme Gasse geht mit ihren spielzeugkleinen Häusern ein Stück mit hinauf, schickt dann aber nur den Rauch aus ihren Essen höher empor. Aber der grünen Lehm offenbart sich ein neues Wunder. Immer wieder sind es nichts als Mauern, Tore und Türme und der Häuser farbenreiches Gemenge; aber dichter scharen sich die Blütenbäume, die ihren Segen über die alten Steine schütten, als wäre ein lieber Weihnächtlschnee darüber gefallen. Dort, wo die Nikolairuine am

Nikolaiturm ihre Mauerreste mit verbliebenem Maßwerk in den gotischen Fenstern aufstreben läßt, dort, wo mitten in der Ruine wohl der schönste Friedhof des Landes liegt, wird das Bild tatsächlich zum Symbol. Da will das Blühen nicht enden. Hinauf und hinab ziehen die Gärten, hinauf und hinab gehen Treppen und Gassen, hinauf und hinab geht das Blühen, grün und weiß und rosazart, ein einzig betörender Farbenspaß. Da jauchzt es über den Steinen, und die Steine selbst schelten, als hätten sie des Frühlings lachende Fröhlichkeit erfaßt und seinen tieferen Sinn, der auf ein edleres Menschentum deutet, und sie lächeln freundlich und gütig, wie alte, weise Philosophen tun.

Ad, der Frühling! Der greift ans Herz.

Da drunten in den Gärten, wo weiße Wäsche die Blüten beschämen möchte, rotten sich ein paar Jungen zusammen. Ihnen ist der Frühling mächtig in die Beine gefahren. Den einen hat er so erfaßt, daß er vor Freude Kopfstehen machen muß. Ob er dabei auch mit den Beinen strampeln könne, wird er gefragt. Er kanns und machts und ist der Held des Tages.

Solches wirkt der Frühling bei den Kindern. Und bei uns?

O, da fahren Mütter ihre Kleinsten in die warme Sonne, unendlicher Liebe voll. Und dort gehen zwei Alte, selig lächelnd, durch die blühende Welt . . . wie einst im Mai. Das Jungvolk aber? O, der Himmel behüte es! Das ist unbeschreiblicher Tollheiten voll, wenn der Lenz im Lande ist.

Abends aber, wenn die Blüten zu ihren Träumen hinübergehen, wenn die Tageswunder eingeschlafen, gießt der Mond, noch einmal alles wundersam verzaubernd, sein silbernes Licht über die alte Stadt, und wo er die Gassen und Gänge streift, sieht er gar viel. Er lächelt. Aber er ist verschwiegen. Und so wissen wir nichts von den heimlichsten Herrlichkeiten, die der Frühling verschwendet. Doch wenn wir in Mondesglanz und Blütenschimmer den Weg um die alte Stadt finden, führt er in den schönen Garten der deutschen Romantik und uns blüht, was wir suchen und brauchen auch in dieser Tage unglückseliger Verwirrung . . . die blaue Blume des Glücks.

## Das Onbiner Waldtheater als städtisches Institut.

Nach langem peinlichen Hin und Her ist nunmehr glücklicherweise der Fortbestand der Onbiner Waldbühne endgültig gesichert und damit allen wirklichen Kunstfreunden eine schwere Sorge von der Seele genommen. Zwölf Jahre lang hat das Theater als privates Unternehmen sich als ein Hort echter dramatischer Kunst mit Wind und Wetter herumgeschlagen und ehrenvoll behauptet. Es ist zu einer wahren Erholungsstätte geworden und hat ungezählten Tausenden als Quelle der Erbauung und Befreiung vom drückenden Joch des Alltags gedient. Nunmehr ist es in den Besitz der Stadt Jittau übergegangen und soll in der bisherigen Weise weiterbetrieben werden. Es wäre ja auch ganz unbegreiflich gewesen und hätte in ganz Deutschland ein Kopfschütteln der Befremdung erregt, hätte man seinen Weiterbestand ernstlich in Frage stellen wollen. Zwölfjähriger Gepflogenheit entsprechend begann auch die neue Spielzeit, die dreizehnte, am ersten Pfingstfeiertag vor einer das erste Tausend erheblich übersteigenden Menschenmenge. Der Besuch wäre ohne Zweifel noch viel stärker gewesen, wenn nicht die kühle Witterung zur Vorsicht gemahnt und Anlaß zu begründetem Mißtrauen geboten hätte. Das fünfaktige Drama „Orfeldis“ von Friedrich Halm, das als Eröffnungsvorstellung gewählt worden war, wird vielleicht bei manchen der Herrschaften im Zuschauertraum einen gelinden Schnupfen hinterlassen haben.

Das Werk ist an sich zur Aufführung im Freien recht gut geeignet und in dieser Hinsicht bereits im Sommer 1919 erprobt worden. Leider hat sich aber die Direktion über das, was die Kritik damals zu bemängeln hatte, kaltblütig hinweggesetzt. Kaufmännischer Geist ist bis zu einem gewissen Grade auch im Bühnenbetrieb sicher vonnöten. Aber ein richtiger Kaufmann